

„Und sie kamen nach Betsaida. Und sie brachten zu [Jesus] einen Blinden und baten ihn, dass er ihn anrühre. Und er nahm den Blinden bei der Hand und führte ihn hinaus vor das Dorf, spuckte in seine Augen, legte ihm die Hände auf und fragte ihn: Siehst du etwas? Und er sah auf und sprach: Ich sehe die Menschen umhergehen, als sähe ich Bäume. Danach legte er abermals die Hände auf seine Augen. Da sah er deutlich und wurde wieder zurechtgebracht und konnte alles scharf sehen. Und er schickte ihn heim und sprach: Geh aber nicht hinein in das Dorf!“

(Mk 8,22–26 | Lutherbibel 2017 © Dt. Bibelgesellschaft)

Ihr Lieben,

I.

perfekt sieht anders aus. Nein, schon mal nicht schlecht. Immerhin konnte der Blinde zumindest etwas sehen: Umrisse, Schemen, Menschen, die umhergehen, als ob es Bäume wären.

Keine Frage: Ein Schritt in die richtige Richtung. Aber weit entfernt von perfekt. Und ziemlich ungewöhnlich. Kein anderes Wunder, das uns in der Bibel berichtet wird, funktioniert beim ersten Mal nur so halb.

Im wahrsten Sinne des Wortes: Eigenartig. Was ist hier los?

II.

Ich stelle mir den Blinden vor. Seine Freunde haben ihn zu Jesus gebracht. Sie haben sich von Jesus alles versprochen, haben ihm zugetraut, dass er ihren Freund gesund machen könnte.

Vielleicht hatten sie davon gehört, wie Jesus in der Gegend einen Menschen geheilt hatte, der mehr oder weniger taubstumm gewesen war. Mit einem Mal konnte der wieder richtig reden und hören (vgl. Mk 7,31–37). Und die Begeisterung der Menschen hatte sich wie ein Lauffeuer begleitet. Sie werden ihm, dem Blinden, davon erzählt haben. Und vielleicht war ja auch in ihm eine kleine Hoffnung gewachsen: was, wenn das auch bei mir möglich wäre!

Und Jesus wendet sich ihm tatsächlich zu, ja, er nimmt ihn mit sich vor das Dorf. Da sind sie nun – die beiden. Und ganz ähnlich wie bei der Heilung des Taubstummen nutzt Jesus auch hier seine Spucke und die Auflegung seiner Hände. Und der Blinde muss gedacht haben: Ja, genau, so haben sie's mir erzählt. So ist der Taubstumme wieder gesund geworden.

Und dann? Dann hat es nur so halb geklappt. Nur so ein halbes Sehen ist bei dieser Wunderheilung herausgekommen.

III.

Wir erfahren nicht, was das in dem Menschen, dem sich Jesus zugewandt hat, ausgelöst hat. War er eher froh, dass er überhaupt etwas sehen konnte? Oder war er enttäuscht, dass es bei ihm nicht wirklich funktioniert hatte?

Vielleicht hatte er sogar Verständnis, galt bei einigen in seiner Zeit die Heilung eines Blinden sogar als ein größeres Wunder als die Auferweckung eines Toten. Angeichts dessen war ja so ein halbes Heilungswunder schon mal etwas.

IV.

Ich bin ausgesprochen dankbar für dieses Heilungswunder und dafür, dass der Evangelist Markus es für uns überliefert hat.

Denn es bewahrt für uns die Erfahrung auf, dass in der Begegnung mit Jesus Christus nicht jede Not auf einen Schlag gewendet wird, selbst dann, wenn wir ihn darum bitten.

Manches braucht Zeit: Behandlungen, Therapien, das Wirken der Medikamente. Geduld aller Beteiligten, die herausfordernden Wege zu gehen.

Und dann wird es eben auch bei den Kranken, die wir begleiten nicht immer gleich in der Weise ganz gut, dass Krankheiten überwunden werden und das Leiden mit einem Mal beendet ist. Da wird manches eben nur halb gut: Bevor die Mutter starb, konnten noch mal alle Kinder am Krankenbett sein. Immerhin etwas. Oder: Das Bein musste am Ende doch amputiert werden, aber mit der Prothese geht das Laufen wieder – jedenfalls so halbwegs, etwas unbeholfen, aber es geht.

V.

Christenmenschen sind nicht in einer Welt unterwegs, in der alles perfekt ist. Und unser Christsein sorgt auch nicht dafür, dass plötzlich das, was unvollkommen ist, vollkommen wird.

Sondern es bleibt ein Leben, das angefochten ist, gebrochen, unvollkommen. Ja, immer mal wieder blitzt etwas auf von Gottes gnädigem Eingreifen, von seiner Hilfe, dass etwas besser wird, was wir gar nicht erwartet hätten. Aber perfekt ist es lange noch nicht, das wissen wir. Und davon erzählt Markus.

VI.

Und er bettet diese Heilungsgeschichte in den Zusammenhang zweier anderer Erzählungen ein, in denen die Jünger in geistlicher Hinsicht auch kaum mehr erkennen können als der Blinde nach der ersten Heilung. Die erste Geschichte ist das Speisungswunder. Kaum haben die Jünger das erlebt, sitzen sie im Boot und machen sich Gedanken, wie sie mit nur einem Brot klarkommen sollen. Und Jesus stutzt sie zurecht: „Begrift ihr denn noch nicht?“ (V. 21). Geistliche Erkenntnis und theologischer Durchblick sieht anders aus.

Und genauso ereignet es sich nach dieser Heilungsgeschichte. Petrus legt sein großes Bekenntnis ab. Und nach der ersten Leidensankündigung direkt danach muss sich derselbe Petrus anhören: „Geh hinter mich, du Satan! Denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ (V. 33). Auch da gilt: Das Petrusbekenntnis, das war schon mal nicht schlecht – aber eben maximal der halbe Durchblick. Richtig scharf konnte er noch nicht sehen.

VII.

Mir geht es in meinem theologischen Arbeiten zunehmend so, dass ich mich fühle wie der Blinde nach dem ersten Heilungsschritt (und vielleicht auch wie den Jüngern und Petrus). Die Umrisse kann ich erkennen. Die wesentlichen Bewegungen, die Gott in Christus auf uns zumacht, kann ich wahrnehmen. Aber an manch anderer Stelle sehe ich nicht scharf.

Etwa bei der Beantwortung der Frage, wie wir als Christen angemessen auf die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse reagieren sollen. Da habe ich Ahnungen, Ideen, eine grobe Vorstellung, aber all das ist alles andere als scharf und eindeutig.

Oder wenn ich mit Menschen umgehe, die einen Schicksalsschlag zu verkraften haben. Da habe ich die passenden Worte nicht einfach parat. Da suche ich nach Formulierungen, stammle, sehe nicht einfach klar. Da kann ich nur schemenhaft erkennen: Ja, Jesus Christus ist und bleibt uns selbst in dieser Situation liebevoll zugewandt. Aber es ist doch nur schwer zu greifen.

VIII.

Nun wissen wir und haben's gehört, dass diese Heilungsgeschichte nach der ersten Teilheilung noch weitergeht. Es wird am Ende eben doch noch ganz gut.

Trotzdem klingt diese Geschichte vergleichsweise leise aus. Am Ende der Parallelerzählung von der Heilung des Taubstummen hatte es noch geheißen: „Je mehr er's ihnen aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus. Und sie wunderten sich über die Maßen und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hören und die Sprachlosen reden.“ (7,36f.). Hier hat sich also ein Jubelsturm Bahn gebrochen.

Dagegen geht es am Ende dieser Wundergeschichte deutlich leiser zu. Der Geheilte geht zurück in sein Haus. Kein Jubel, keine Begeisterungstürme. Nichts.

IX.

Wenn wir Kranke begleiten, dann stehen wir manchmal auch in dieser Spannung. Wir dürfen davon erzählen, dass es noch ganz gut werden wird. Auch für die Mutter, die stirbt, nachdem sie noch einmal ihre Kinder gesehen hat. Auch für den, der darunter leidet, dass er eine Prothese nutzen muss und in manchem eingeschränkter ist als vorher. Ja, auch für uns. Es wird gut werden. Weil dieser Jesus Christus auch uns die Hände auflegen lässt, uns die Sünden vergibt und er uns segnet und sich so für uns die Türen des Himmels öffnet. Es wird gut werden – auch für uns.

Und doch muss uns nicht immer nach Jubel zumute sein. Manchmal ist es auch einfach dran, diese Gewissheit mitzunehmen nach Hause, um dann das zu tun, was dran ist im Alltag. Schritt für Schritt auf unserem Lebensweg weiterzugehen.

Und zu wissen, dass uns der am Ende des Weges erwartet, der uns heute schon Tag für Tag begleitet: Jesus Christus, unser Herr und Bruder, der es bei dem Taubstummen am Ende ganz gut gemacht hat und der es auch für uns am Ende ganz gut machen wird.

Amen.